

stanten (Angehörige der Landeskirchen) von 46 auf 41 Prozent und der Anteil der Katholiken von 47 auf 45 Prozent zurückgegangen ist, während der Anteil der *Personen ohne Religionszugehörigkeit* von 1970 bis 1987 von 7 auf 14 Prozent angestiegen ist, sich also verdoppelt hat. In Hamburg sind nur noch ca. die Hälfte der Bewohner evangelisch, 1970 waren es noch 70 Prozent, während es bei den Katholiken (ca. 8 Prozent) nur geringfügige Änderungen gegeben hat. Dies dürfte trotz aller regionalen Verschiedenheiten und der Unterschiede nach Siedlungsgröße dem Bundestrend in etwa entsprechen. Auch die Kirchen werden also über die Ergebnisse der Volkszählung einiges nachzudenken haben, und zwar nicht nur im religionsstatistischen Teil, sondern dort, wo die Daten Auskunft geben über veränderte Lebensbedingungen und Lebensweisen und deren existentielle Auswirkungen auf die Familien und die einzelnen. ^{se}

Notstand

Die Überlast der Universitäten und die verfehlte Bildungsplanung

Studenten gehen wieder auf die Straße, demonstrieren und boykottieren Vorlesungen nicht (vorläufig jedenfalls noch nicht) wie in den sechziger Jahren, um die Professorenschaft anzugreifen, gegen verstaubte akademische Traditionen anzugehen, oder aus Lust an Systemveränderung, nach einer anderen Republik zu rufen, sondern schlicht, um auf ihre teilweise *katastrophal gewordenen Studienbedingungen* aufmerksam zu machen. Universitätsrektoren und Hochschulverbände sprechen vom „Notstand“. Und die Kultusministerkonferenz lanciert mit Erfolg, bedrängt von Universitätsverwaltungen, der Rektorenkonferenz und gestützt oder auch angetrieben vom Bundesbildungsminister, ein Not- resp. Entlastungsprogramm von 2 Milliarden DM, aufzubringen zu gleichen Teilen von Bund und Ländern, zur Ausweitung der Ausbil-

dungskapazitäten, obwohl – den Übergang zu geburtenschwächeren Jahrgängen vor Augen – die meisten Bundesländer in den letzten Jahren mehr und mehr Stellenstreichungen vornahmen, also Abbau von Kapazitäten betrieben.

Es steht offenbar nicht gut um die Universitäten und um die Fachhochschulen nicht viel besser: Die *Hoffnung auf geringe Studentenzahlen* ist weit in die Ferne gerückt. Frühestens in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre erhofft man sich nennenswerte Entlastung, während zu Beginn der sechziger Jahre davon ausgegangen wurde, daß man bald, zumal an kleineren oder vom Umland her wenig attraktiveren Universitäten neuerer Gründung, um Kapazitätsauslastung werden bangen müssen und schon begann, um Studenten zu werben. Inzwischen wird wieder landauf, landab vor allem an großen Universitäten wie München, Frankfurt, Köln, Hamburg, Berlin, aber auch sonst über überfüllte Hörsäle, übervölkerte Übungsräume, verstopfte Labors, über in Vorlesungen umfunktionierte Seminare geklagt, weil der Andrang der Teilnehmer einen normalen Seminarbetrieb unmöglich macht. Studienzeiten ziehen sich in die Länge, nicht weil die Massenuniversität zum Bummeln verleitet, sondern u. a. wegen Überbevölkerung und Fehlens ausreichenden akademischen Lehrpersonals Prüfungstermine sich in die Länge ziehen. Von Forschung angesichts von Klausuren in Messehallen (weil die universitären Räumlichkeiten nicht mehr ausreichen) wollen manche schon gar nicht mehr reden, aber selbst reguläre Lehre sei, so klagen viele Professoren, aber auch Vertreter des Mittelbaues, oft nicht mehr möglich, von einem für gedeihliches Studieren unerläßlichen Minimalkontakt zwischen Lehrenden und Lernenden ganz abgesehen. Entsolidarisierung, verschärfter Konkurrenzkampf um einzelne Seminar- und Laborplätze und Prüfungstermine unter Studierenden ist die Folge.

Zwei Umstände kommen gegenwärtig zusammen und machen den Notstand besonders prekär. Der durch die *Finanznöte der Länder* in den letzten Jah-

ren begründete Abbau von Kapazitäten, der eine projektierte Entlastung durch erhoffte geringere Studentenzahlen vorwegnahm, und eine zu einem ungünstigen Zeitpunkt in dem Ausmaß nicht vorhergesehene neuerliche Zunahme von Studienanfängern. Knapp 1,5 Millionen studieren gegenwärtig an den Universitäten und Fachhochschulen der Bundesrepublik, davon ca. 250 000 Studienanfänger in diesem Jahr. Die Überlast bei den Neuzugängen ist einmal auf die wieder höhere Studienneigung bei Abiturienten zurückzuführen. Die *Zahl der Abiturienten* – nicht deren Anteil an der Gesamtpopulation eines Jahrganges – sinkt zwar nach steilem Anstieg bis 1983/84 wieder leicht, wird aber durch die *wieder höhere Studienneigung* mehr als aufgewogen. Abiturienten, die zunächst eine Lehre absolvierten, drängen jetzt verspätet ins Studium. Und auch die durchschnittlich längeren Studienzeiten führen zu zusätzlicher Überlast, wobei die so zusätzlich entstandene Überlast ihrerseits noch einmal zur Verlängerung der Verweildauer an den Universitäten beiträgt.

Die Universitäten und Hochschulen werden mit diesem Notstand – mit eingegrenztem oder erweitertem Numerus clausus – vermutlich einige Jahre leben müssen. Kapazitätskorrekturen durch Zusatzfinanzierung können nur akuteste Notstände mildern, aber das Problem nicht lösen. Dieses kann langfristig wohl nur durch den geringeren Bevölkerungszuwachs entschärft werden. Die Frage, ob unser *Ausbildungssystem* stimmig ist und ob eine weitere Steigerung des Akademikeranteils an der Gesamtbevölkerung, denn dieser wird auch bei geringerer Bevölkerungszahl zunehmen, sinnvoll resp. vertretbar ist, wird auch noch zu diskutieren sein, wenn diese Entschärfung numerisch, nicht anteilsmäßig spürbar wird.

Und auch die Frage, ob die Bildungswerbung und Bildungsplanung der sechziger und siebziger Jahre von den rechten Voraussetzungen ausgingen und die Wirkungen richtig einzuschätzen wußten, wird weiter zu erörtern sein. Wer den Weg zum Abitur und die

Zugänge zum Studium „sozial offen“, der muß auch über die rechte Auslese nachdenken. Und er muß in einer Phase rapider technologischer Veränderungen auch darüber neu befinden, welche Ausbildungsgänge einem späteren Berufsleben adäquat und förderlich sind und welche nicht, und wie nach der frühen Spezialisierung auf der gymnasialen Oberstufe und der ihr folgenden Verschulung an den Universitäten *weiterführende Bildung als Zugang zu den Hochschulen* auszusehen hat. Die Steigerung des Abiturientenanteils – die Bundesrepublik hat gegenwärtig den höchsten innerhalb Europas – und ein entsprechend hoher Anteil an Akademikern und Studienabgängern kann kein Ziel an sich sein. Es müßte also wohl auch wieder über Studierfähigkeit und die Grenzen von Begabungsreserven neu nachgedacht werden. se

Fingerzeig

Das Leitwort für den Berliner Katholikentag

Nun ist es also entschieden: Der Berliner Katholikentag im Sommer 1990 wird unter dem Motto „Wie im Himmel so auf Erden“ stehen. Nachdem sich die Mitglieder des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken bei ihrer Frühjahrsvollversammlung 1988 nicht auf ein Motto einigen konnten, wurde es jetzt bei der Herbstvollversammlung verabschiedet. Zur Auswahl stand neben „Wie im Himmel so auf Erden“ die vollständige dritte Bitte des Vaterunser: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden“. Daß man sich angesichts dieser Alternative schließlich – mit knapper Mehrheit – für die kürzere Formulierung entschied, ist verständlich. Schließlich wäre die vollständige Vaterunserbitte als Motto zu lang gewesen. Eine besonders glückliche Wahl hat das Zentralkomitee mit dem jetzt verabschiedeten Motto für den nächsten Katholikentag allerdings nicht getroffen.

Man kann es drehen und wenden, wie man will: Bei dem Motto „Wie im

Himmel so auf Erden“ handelt es sich um den *Nachsatz* der dritten Bitte des Herrenggebets. Das Schwergewicht dieser Bitte liegt eindeutig auf den Worten „Dein Wille geschehe“. Es hätte sich durchaus gelohnt, diesen ersten Teil der Vaterunserbitte zum Motto des kommenden Katholikentages zu machen. Es handelt sich dabei ja um eine durchaus sperrige und im guten Sinn Anstoß erregende Formulierung. Daß der Wille Gottes den Vorrang haben sollte, diese Aussage steht quer zu den heute gängigen Vorstellungen von Selbstverwirklichung, zu den Bestrebungen möglichst alles in den Griff zu bekommen und beherrschen zu wollen. Gleichzeitig tun wir uns – mit gutem Grund – heute viel schwerer als in früheren Jahrhunderten, wenn wir sagen sollen, was Wille Gottes ist und was nicht. „Gott will es“ war die Parole, mit der seinerzeit für die Kreuzzüge geworben wurde. Vom Willen Gottes, in dem man sich zu schicken habe, war auch sonst sehr schnell die Rede. Inzwischen ist man skeptischer geworden. Aus diesem Spannungsverhältnis könnten sich für einen Katholikentag durchaus Funken schlagen lassen.

Von den Befürwortern des Leitwortes „Wie im Himmel so auf Erden“ wurde nicht zuletzt argumentiert, Christen sollten sich heute das Wort Himmel wieder zu eigen machen, um es nicht *neuen religiösen Bewegungen* mit ihren Selbsterlösungsversprechen zu überlassen. Auf Gruppen wie New Age müsse eine christliche Antwort gegeben werden, die vom Himmel rede, von der einzigen Zukunft, die der Mensch habe. Dazu ist zu sagen: Zweifellos gehört die Auseinandersetzung mit der diffusen neuen Religiosität in ihren verschiedenen Schattierungen zu den wichtigsten Aufgaben, die sich heute Theologie und Kirche stellen. Hier ist sehr viel Unterscheidungsarbeit zu leisten, muß das spezifisch Christliche im Konzert der Weltanschauungen und religiösen Sehnsüchte neu herausgearbeitet und zur Geltung gebracht werden. Der Berliner Katholikentag kann dafür sicher ein geeignetes Forum sein. Ob in diesem Zusammenhang das jetzt verab-

schiedete Leitwort eine besondere Signalwirkung hat, ist allerdings eine andere Frage.

Mit den Weisheiten und Versprechungen der neuen religiösen Szene kann der christliche Glaube *ohnehin nicht konkurrieren*, auch nicht beim Stichwort Himmel. Die Theologie und auch die Verkündigung sind bei den „letzten Dingen“ in den letzten Jahrzehnten weithin sehr wortkarg und vorsichtig geworden. Sie haben dabei im Neuen Testament ihren besten Verbündeten: Schließlich wird dort nirgendwo der Himmel und seine Seligkeit breit und plastisch ausgemalt, sondern es bleibt bei eher zurückhaltenden Annäherungen an das, „was kein Auge geschaut und kein Ohr gehört hat“. Auch beim Nachsatz der dritten Vaterunserbitte liegt der Nachdruck auf den beiden letzten Wörtern: „Die Bitte richtet sich vielmehr darauf, daß Gott selbst seinen Willen auf Erden durchsetzen möge“ (*Georg Strecker* in seinem Kommentar zur Bergpredigt). Über den Himmel wird man also auch auf dem nächsten Katholikentag vermutlich nicht sehr viel sagen können.

Einen wichtigen Fingerzeig für eine christliche Zeitanzeige enthält das Katholikentagsmotto für 1990 aber doch. Es macht darauf aufmerksam, daß sich christlicher Glaube der schlechten Alternative von Flucht in ein himmlisches Jenseits und krampfhaftem Mühen um die Gestaltung der irdischen Wirklichkeit entzieht. Für ihn gilt das „Schaut nicht hinauf“ des lukanischen Berichts über die Himmelfahrt Jesu Christi ebenso wie die Gewißheit, daß „unsere Heimat im Himmel“ ist (Phil 3, 20). Daraus ergibt sich eine Spannung zwischen „Bodenhaftung“ und Ausblick auf das Reich Gottes als Ziel der Geschichte, die weder nach der einen noch nach der anderen Seite ohne Identitätsverlust des Christlichen aufzulösen ist. An Herausforderungen für die Christen in Politik, Wissenschaft und Kultur, die auf die Tagesordnung eines Katholikentages gehören, fehlt es wahrlich nicht. Man kann gespannt sein, wie sie das Berliner Treffen in eineinhalb Jahren im Horizont der dritten Vaterunserbitte angeht. 111